

Gerd B. Achenbach

Gewonnene Erfahrungen,
befestigte Grundsätze,
aufgetane Wege nach 40 Jahren Philosophischer Praxis

Am 1. Mai dieses Jahres (2021) hätten wir in Bergisch Gladbach den 40. „Geburtstag“ der Philosophischen Praxis gefeiert, was uns die offiziellen Corona-Abwehrmaßnahmen verwehrten. Ein Vortrag, den ich zur Erinnerung an die zurückgelegte Wegstrecke wohl gehalten hätte, unterblieb insofern ebenso. Statt dessen sollen hier einige rückblickende Gedanken folgen, die den sonst für die Freitag-Vorträge so prägenden mündlichen und durchaus auch persönlichen Tonfall nicht scheuen.

40 Jahre Philosophische Praxis: ich könnte melancholisch werden ... – dabei waren es schöne, ereignisreiche, an- und ausgefüllte Jahre, Jahre des Lernens und gesammelter Erfahrungen, nicht zuletzt einer kaum mehr überschaubaren Fülle bereichernder Begegnungen mit Menschen. Weshalb also schwermütig werden? Nun, der Blick zurück, zumal auf einen so ausgedehnten Zeitabschnitt, der in biographischem Rahmen beinahe „eine Epoche“ zu heißen verdiente ..., solch ein Blick, gepaart mit der Bereitschaft nachzudenken, dieser bilanzierende Blick zurück, solches zeitweilige sich Verlieren im Vergangenen, stimmt so manchen melancholisch, einerlei, ob es unglücklich-schwere oder beglückend-gute Jahre waren. Sie sind eben *vergangen* und kehren nicht mehr zurück. Ist es das, was bedrückt? Reicht das nicht? Vielleicht. Denn was abgespult ist, wickelt niemand wieder auf. Das uralte Lamento.

Doch es gibt ein Mittel, das solcher Melancholie entgegenwirkt, eine Haltung oder seelische Verfassung, eine erworbene Gestimmtheit des Gemüts: und das ist *Dankbarkeit*. Der nachdenkliche Blick zurück, solches „*Denken an*“ vergangene Tage, ist sonderbar gefeilt, das Vergangene als Verlorenes und Abgelebtes zu betrauern, sobald wir dem, was war, in Dankbarkeit verbunden sind. Denn in der Tat: *Dankbarkeit stiftet Verbundenheit*. Und im dankbaren Erinnern bleibt uns, was uns die Zeit entriss, zugleich doch nah, es bleibt uns, *weil* wir uns ihm im Dank verbunden haben.

Fragen ließe sich allerdings, was uns denn nötigt, uns nach Mitteln umzusehen, die sich gegen jene Stimmungseintrübung auffahren ließen? Ist nicht beispielsweise eine solche Eröffnung in Moll, wie ich sie hier gewählt habe, vielversprechender, womöglich verheißungsvoller als irgend ein Auftakt der guten Laune? Außerdem: Die melancholische Stimmung erwies sich oft als der Fruchtboden, auf dem die Heiterkeit gedeiht, erst recht der Humor. Weshalb wir melancholische Stimmungen nicht *à tout prix* verschrecken sollten, wir sollten sie statt dessen kultivieren.

Und ich halte mich daran. So hatte ich mir zur Einleitung eigentlich eine wundervoll lakonische Notiz herausgesucht vom guten Georg Christoph Lichtenberg, diesem Sonderfall unter den Denkern. Sie hätte als ausgeborgter Kopfputz den kleinen Rechenschaftsbericht, den ich hier versuchen möchte, vorzüglich geschmückt. Nur ist es dafür nun zu spät. Als Anlaß, für eine Weile nachdenklich zu werden, wird uns der Aphorismus dennoch dienlich sein. Hier also Lichtenberg, erster Professor für Experimentalphysik, als Sudelbücher-Autor der erste deutsche Aphoristiker:

„Einer zeugt den Gedanken, der andere hebt ihn aus der Taufe, der dritte zeugt Kinder mit ihm, der vierte besucht ihn am Sterbebette, und der fünfte begräbt ihn.“ (4, 73)

Sehen Sie, das ist doch tröstlich. So sind auf diese immer wiederkehrende Weise gleich viele mit einer Idee beschäftigt, und jeder tut das Seine ... Wobei ich nicht verhehlen möchte: Unwillkürlich beziehe ich diesen so meisterhaft ruhig hing gesprochenen Satz selbstverständlich auf die Geschichte jenes Gedankens, den ich meinerseits einst gezeugt und ins Leben gesetzt habe; auch bei seiner Taufe war ich immerhin noch dabei, na ja: und wenn der Begriff Philosophischer Praxis sich inzwischen mit anderen zusammentat und so gewissermaßen Kinder zeugte, kam auch das wohl nicht ganz ohne mein Zutun zustande. Und nun? Nun verlangt mir das zunehmende Alter ab, mit dem Anschein stückweis' erworbener Weisheit jenen „vierten“ abzuwarten, der sich, Lichtenberg zufolge, am Sterbebette der Philosophischen Praxis einstellen werde. Soll er doch kommen. Nur mit dem Bestattung der Idee, die ich ausgeheckt und großzügig gezogen habe und die seither mein Leben begleitete, bin ich nicht einverstanden, *noch nicht* jedenfalls.

Doch soll für den Augenblick alle persönliche Betroffenheit unerhört bleiben, damit wir statt dessen den grandiosen Satz Lichtenberg als die großdimensionierte Aufklärungsidee würdigen, die sie ihrem Gehalte nach ist. Was besagt sie denn? *Auch Ideen, auch Gedanken*, wie einst die Götter, *sind sterblich*. So ist es nämlich. Sie steigen auf, wenn ihnen dies beschieden ist, sie setzen sich durch und behaupten sich, dann geraten sie ins Gemenge, und irgendwann – das ist großartig gesehen und gedacht von Lichtenberg – behaupten sie sich nicht mehr aus eigener Kraft, sondern wenn es gut ging, haben sie sich mit anderen Gedanken assoziiert, waren sie der Anstoß zu weiteren, neuen Gedanken, die sich dazugesellen, und dann wirkt jene Ursprungsidee – ich denke bei allem, wie gesagt und gestanden, an die Philosophische Praxis! – nur noch untergründig, womöglich *inkognito*, weiter, als Ferment vielleicht, das treibt und Unruhe stiftet.

Aber verstehen Sie, was das heißt? Wie Hegel begriff, ist alles in das Medium der Geschichte getaucht, das heißt es kommt und geht und bleibt nicht, es sei denn, es werde verwandelt, oder, wie es im biblischen Tonfall heißt, es gehe unter wie das Samenkorn, das untergehen *muß*, damit es Frucht treibe. Da ich mir aber seit geraumer Zeit angewöhnt habe, die Gründung der Philosophischen Praxis vor vier Jahrzehnten als einen Vorgang anzusprechen, der mit der gebräuchlichen Wendung, sie sei „ins Leben gerufen“ worden, richtig benannt wäre, womit ich zugleich den majestätisch-feierlichen Tonfall des biblischen Schöpfungsberichts anstimme, muß ich diesem „Leben“ zugleich den Untergang und Tod zubilligen nach ältestem und uraltem bestätigtem Gesetz.

Jetzt will ich hoffen, Sie lassen mir eine kleine Abirrung durch, einen Einfall, den ich nicht untergehen lassen möchte, ehe er wenigstens einmal ausgesprochen und vorgetragen wurde. Er verknüpft einen Gedanken des vorzüglichen Cusanus mit dem biblischen Welterschöpfungsmythos und der hier jetzt beschäftigenden „Geburt“ der Idee Philosophischer Praxis. Wie geht dies zusammen?

Cusanus' aus der üblichen Exegese ausscherende Idee lautete, am Anfang sei mit göttlicher Vollmacht ein Wesen auf den Plan gerufen worden, das nicht einfach *in* dieser Welt *als* Schöpfung lebe, seinerseits nichts als „Geschöpf“, das sich entsprechend betrage, sondern da sei ein Wesen aufgerufen worden, das seinerseits *schöpferisch* werde, was sich übersetzen läßt: der Mensch ist das Wesen, das *Geist* hat, genauer: Geist *ist*. Das wiederum, wie Nikolaus von Kues begriff, bedeutet: Der Mensch ist nicht nur – wie heute vielstimmig eingeschärft wird – für die Welt verantwortlich, er hat sie auch nicht nur zu bewahren, sondern er ist dazu berufen, die Schöpfung in rechtem Geist fortzusetzen, indem er beispielsweise Institutionen schafft, Rechtsordnungen, Kunstwerke oder eben: er ruft – ein Akt erstaunlicher Selbstmächtigkeit! – die Philosophische Praxis „ins Leben“, etwas, was es bis dahin nicht gab, und das nun eine Wirklichkeit ist, reinweg „er-dacht“ und zunächst nichts als eine bloße Idee, eine Vorstellung, Ausgedachtes. *Daß* ein solcher Gedanke aber tatsächlich eine Wirklichkeit werden konnte und wurde, das läßt sich – da bin ich wieder bei dem Satz Lichtenbergs – verlässlich daran erkennen, daß sich diese neue Wirklichkeit aus der Abhängigkeit von seinem Hervordenker zu befreien vermag und nach und nach sich verselbständigt, ein eigenes Leben zu führen beginnt und dabei alsbald *eigene* Wege geht – nebenbei bemerkt nicht immer nur solche, die im Sinne ihres „Schöpfers“ sind ...

Doch das gehört zu den Erfahrungen dazu, von denen wir mit Recht im Rückblick sagen, daß wir sie wohl machen *mußten*. Denn häufig sind Erfahrungen das, was sich erst aus verarbeiteten Erwartungs-enttäuschungen absetzt.

Und so komme ich an das mir selbst gestellte Thema heran, die „gewonnenen Erfahrungen“. Was ergab sich im Verlaufe der zurückliegenden Jahrzehnte anders, als ich es wohl erwartet hatte? Womit hatte ich nicht „gerechnet“, wie man sagt, oder: was vor allem hat mich überrascht?

Nun, ich denke nichts so sehr wie dies: Ich habe sehr bald, durch die Erfahrungen in den Beratungen, erkennen müssen und zu würdigen gelernt, daß die Menschen bei weitem eigenartiger sind, eigensinniger in gutem Sinne, mit gebräuchlicher Wendung: *individueller*, als ich mir dies zuvor hatte vorstellen können und darum erwartet hatte.

Ich denke inzwischen, niemand hat einen andern verstanden, sofern er sich nicht die Augen erwarb, zu sehen, daß dieser andere *einzigartig* ist. Diese Erfahrung aber ist mir mittlerweile zu einem Grundsatz geworden, den ich so formulieren kann: Bin ich zu Beginn einer Begegnung versucht, die vielen zweifellos *auch* vorhandenen Seiten eines Menschen, die er mit anderen teilt, die ihn – heute vorzugsweise –

als „Zeitgenossen“ wiedererkennen lassen, bin ich mithin in Versuchung, diese Seiten an ihm allzu deutlich, womöglich überdeutlich wahrzunehmen – was mir passiert ... –, dann weiß ich: ich bin dabei, mich in ihm zu irren, ich lasse mich blenden von dem, worauf es ausdrücklich *nicht* ankommt. Denn, zum Grundsatz ausformuliert: *Typisierung ist der Bankrott der Menschenkenntnis*. Der Typus gehört in die Komödie. Was typisch ist, ist komisch, schlimmerenfalls lächerlich.

Es ist im übrigen diese Erfahrung, die mich immer wieder erneut in dem Grundsatz bestärkt, skeptisch gegenüber allen Theorien zu sein, insofern sie nämlich Individuelles schematisieren – und das tun sie alle und sämtlich: Theorien können sozusagen nicht anders. Womit der rechte Augenblick gekommen ist, eine Sentenz anzubringen, die ich der Philosophischen Praxis als eines ihrer Motti mit auf den Weg gegeben habe. Wir verdanken sie Goethe:

„Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt.“ (5, 440)

Und da ich soundso gern Gedanken anderer einlade, im jeweiligen Zusammenhang auf ihre Weise mitzureden, möchte ich gleich noch zwei weitere Merksätze dem Diktum Goethes zur Seite stellen. Der erste, ein Aphorismus, ist aus der Feder des französischen Moralisten La Rochefoucauld und lautet:

„Es ist leichter, die Menschen, als einen einzigen Menschen kennenzulernen.“ (6, 83)

Den anderen und zweiten Hauptsatz, ein sonderbar schlichtes, nahezu einfältig frommes Wort, verdanken wir dem geistigen Mentor der Simone Weil, Gustave Thibon:

„Man behandelt nicht auf universelle Art, was Gott grundverschieden haben wollte.“ (7, 44)

Der Satz wäre es wert, in den unverrückbaren Bestand gültiger Maximen aufgenommen zu werden. Auf jeden Fall aber gehört er zu den Überzeugungen Philosophischer Praxis und gilt mir als „befestigter Grundsatz“.

Nun verbindet sich auf die sonderbarste Weise diese Überzeugung von der grundsätzlichen Individualität des uns begegnenden Menschen mit einem anderen, uns aus denkbar anderer Himmelsrichtung zukommenden Gedanken, nämlich jenem, den Schopenhauer in seiner so vorbildlich skeptisch angekündigten und mit gründlichem Vorbehalt durchgeführten „Transzendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“ vortrug, einem grandiosen, geheimnisvollen Text, dem als Motto ein kaum weniger sibyllinischer Satz Plotins vorangestellt ist, übersetzt:

„Den Zufall gibt es nicht im Leben, sondern nur Harmonie und Ordnung.“ (Enneades IV, L. 4, c. 35)

Mich lehrte: Widme ich mich einem Menschen mit einer solchen Annahme – also mit der Unterstellung jener von Schopenhauer angesprochenen „Absichtlichkeit“, die dem Schicksal des einzelnen zukomme –, erlaubt mir dies, den oft sonderbaren Wegen, die Menschen einschlagen, ihren Eigenarten und Besonderheiten mit förderlichem Respekt zu begegnen, sie zunächst einmal, so wie sie sind, so wie sie wurden, zu respektieren, sie anzuerkennen, sie gelten zu lassen. Mit andern Worten: Das erste und fast schon das eine, auf das alles ankommt – was deshalb eigentlich die Philosophische Praxis ausmacht – ist, die Menschen, die zu uns kommen, so *wie* sie sich zu uns begeben, zu verstehen, um sie dann, im zweiten Schritt, über sich selbst aufzuklären, was mit schöner Regelmäßigkeit, wie die Erfahrung lehrt, Bewegung in ihr Leben bringt.

Sehen wir uns dies in einem besonderen Fall an. Der Mensch, der sich zu uns in die Beratung begibt, ist bedrückt. Dann ist es der erste Auftrag des philosophischen Praktikers, zu verstehen, *was* ihn drückt. Der zweite, bereits anspruchsvollere ist, zu verstehen, *wie sehr* es drückt. Nicht zuletzt und drittens aber ist der philosophische Praktiker aufgefordert, sein Leiden als eines aufzufassen und neu zu erzählen, das keineswegs nur – erfahrungsgemäß sogar nur äußerst selten – „endogen“ oder „hausgemacht“ ist (eine Bürde, wie sie der Psychologie-Verwender seinem Patienten gewöhnlich als Last auferlegt), vielmehr das subjektive Moment eines objektiven Weltlaufs, womit sich die persönliche Geschichte als zugehörig zur Kulturgeschichte lesen läßt.

Als hilfreich für den Bedrückten erweist es sich außerdem, gelingt uns ihm zu vermitteln, es spreche entschieden nicht gegen ihn, wenn ihm das Leben schwerfalle. Nein, im Gegenteil: Dem philosophischen Gemüt gingen seit jeher die Virtuosen des Leichtnehmens wider die Natur.

Das ist die Gelegenheit, wieder einmal einen Gedanken eines anderen dazu zu laden, ein weises Resümee, seinerseits lebenslanger Erfahrung abgewonnen, eine Notiz des Theologen Helmuth Thielicke.

„Gefährdungen des Menschen sind ausnahmslos [ich würde vorsichtiger sagen: häufig] die Kehrseite seiner Größe und seines Ranges. Seine Größe und sein Elend gehören zusammen. [...] Die Formen des Scheiterns, der Existenzverfehlung, entstammen demnach nicht dem Bereich des Inferioren, den animalischen Kellergewölben sozusagen, wo die Wölfe heulen (Nietzsche), sondern sie ereignen sich in der ›bel-étage‹ der Persönlichkeit, dort also, wo der Mensch seine Freiheit mißbraucht und das Privileg seiner Bestimmung verschleudert.“ (8, 818)

Ich muß, wann immer ich diese Passage wieder einmal lese, an die Replik Sigmund Freuds auf die Festrede Ludwig Binswangers zu Freuds 80. Geburtstag 1936 denken. Damals hatte es der Meister, seiner Vorsicht geschuldet, klug vermieden, sich diese Rede seines so unbekehrbar der Philosophie ergebenen Freundes leibhaftig anzuhören – er war der Feierstunde ferngeblieben, da er sich, wie er verlauten ließ, nicht recht gesund fühle. Doch dann hatte er die Rede immerhin gelesen, in der Binswanger auf die denkbar seriöseste und vornehmste Weise die Grenzen des psychoanalytischen Denkens angesprochen hatte. (2) Jetzt Freud, seinerseits in einem Brief an Binswanger, dazu:

„Ich habe mich immer nur im Parterre und Souterrain des Gebäudes aufgehalten. – Sie behaupten, wenn man den Gesichtspunkt wechselt, sieht man auch ein oberes Stockwerk, in dem so distinguierte Gäste wie Religion, Kunst u. a. hausen. Sie sind nicht der Einzige darin, die meisten Kulturexemplare des homo natura denken so. Sie sind darin konservativ, ich revolutionär. Hätte ich noch ein Arbeitsleben vor mir, so getraute ich mich auch jenen Hochgeborenen eine Wohnstatt in meinem niedrigen Häuschen anzuweisen. Für die Religion habe ich es schon gefunden, seitdem ich auf die Kategorie ›Menschheitsneurose‹ gestoßen bin. Aber wahrscheinlich reden wir doch aneinander vorbei und unser Zwist wird erst nach Jahrhunderten zum Ausgleich kommen.“ (1, 115)

Ich habe heute zu diesem Konflikt – oder Zwist, wie Freud sagt – nichts zu entscheiden. Wohl aber darf ich den Kommentar anfügen, die Philosophische Praxis sehe sich entschieden – soviel sie von Freud zu lernen wußte – in der Nachfolge Ludwig Binswangers und seiner „Daseinsanalyse“.

Und dies u. a. in dem Sinn, daß mir immer häufiger die Konflikte, in denen sich Menschen verstricken, *tragisch* anmuten, was von uns verlangt, sie als *tragische* Konflikte auch aufzufassen und so sie zu würdigen. Es sind dies allerdings Konflikte, die nicht einer Kollision der unteren Kräfte, also der Keller- und Souterrain-Mächte entspringen, sondern in diese Konflikte verstricken sich in der Tat die „Hochgeborenen“ im oberen Stockwerk oder der „Bel-étage der Persönlichkeit“, womit gemeint ist: Es sind *Kollisionen des Geistes*, der Auffassungen, Urteile, der Selbstbilder und Annahmen über den Sinn und Gang dieser Welt. Es sind nicht zuletzt weltanschauliche Kontroversen im weitesten Sinn, wobei zu ergänzen ist, „Weltanschauungen“ sind weder harmlos noch bloße „Theorien“ – denn: Je nachdem, wie ich die Welt anschau, die Welt verstehe, je nachdem werde ich handeln, mich manchen zugehörig fühlen, andere als fremd abweisen.

Für die Beratung aber heißt das: Was Menschen – so wie Thielicke es sagte – in Konflikte verstrickt und ihnen in manchen Fällen das Leben erschwert, es ihnen womöglich unerträglich macht, sind nicht selten ihre besten Seiten, ihre entschiedensten, berechtigtesten Überzeugungen, ja ihre eigentlichen moralischen Qualitäten, die nicht der therapeutischen Mäßigung bedürfen – eines faulen Lebensbilanz-Friedens wegen –, sondern der Stärkung womöglich selbst dann, wenn sich dieses Leben mit ihnen in Tragik verwickelt.

Das ist ein guter Moment, noch einmal Georg Christoph Lichtenberg zu zitieren, von dem ich mir schon zu Beginn das Motto hatte ausleihen wollen. Ich zitiere ihn sonst viel zu wenig, und verdanke ihm doch so viel. Lichtenberg hat die Philosophische Praxis einen ihrer Grundsätze zu verdanken, von denen ich meine, die Erfahrung des vierzigjährigen Engagements in der Beratung habe sie befestigt, so daß sie nun noch solider und unerschütterlicher gelten, als je zuvor.

Lichtenberg selber nennt, was ich als Grundsatz von ihm anführen möchte, eine „goldene Regel“. Und die lautet so:

„Eine goldene Regel: Man muß die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.“ (5, Fragment 966)

Womöglich muß man zweimal anhören, damit die erste Pointe dieser klugen Empfehlung nicht entgeht. Die aber ist: *Daß* die Meinungen, die Menschen hegen, etwas „aus ihnen machen“. Und das ist wahr.

Wobei dies im Umkehrschluß heißt: Gewinnen wir einen Menschen – etwa auf dem Wege der Einsicht, durch den Erwerb einer anderen, sagen wir: differenzierteren Sicht der Dinge, die ihn das Leben vielfältiger, bunter, vielleicht aus verschiedenen, einander ergänzenden Perspektiven ansehen lehrt –, gewinnen wir einen Menschen auf solchem Wege, seine Meinungen und Ansichten zu revidieren, zu verfeinern, zu sensibilisieren, ihren Umkreis zu erweitern, ihren Blick in weitere Horizonte einzufügen, verändern wir ihn zugleich und fördern wir so seine Vorzüge, und das heißt: seine besten Tugenden, und das sind solche, die seit jeher im Ansehen standen: Nachdenklichkeit, Besonnenheit, Umsicht, die Fähigkeit und Bereitschaft, klug abzuwägen, die Entschlossenheit, für das als richtig Erkannte einzustehen und tapfer bei dem zu bleiben, was für gut erachtet wurde. Daß er dem die Treue bewahrt, worauf es – seiner gewissenhaftesten Erwägung nach – letzten Endes und alles in allem ankommt, dem, was er wirklich, also nachdrücklich will.

Im besten Falle aber ist dies das, was er begreift als: Es will von mir gewollt werden. Das ist mehr, als nur zu wollen. Das heißt: Erfüllen, was mir zgedacht ist.

Doch mit solchen Erwägungen lasse ich mich wohl bereits zu weit hinaus ins Unwegsame treiben.

Zitierte Literatur:

- 1 Binswanger, Erinnerungen an Sigmund Freud, Bern 1956.
- 2 Binswanger, Freuds Auffassung des Menschen im Lichte der Anthropologie, in: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. I, Bern 1947.
- 3 Goethe, Hamb. Ausgabe Bd. 12
- 4 Lichtenberg, Werke in einem Band, Hamburg o.J.
- 5 Lichtenberg, Schriften und Briefe Bd. I, München 1968
- 6 Die Franz. Moralisten, hg. v.F.Schalk, Bd. I, München 1973
- 7 Thibon, Nietzsche und Johannes vom Kreuz, Paderborn 1957
- 8 Thieliicke, Religion in der heutigen Gesellschaft, in: Kindlers Enzyklopädie Der Mensch, Bd. VI.